

Er und Sie und das Paradies [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 22

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637367>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 22 — 1917

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

2. Juni

□ □ Zwei Gedichte von Otto Holliger, Bern. □ □

Abendsehnsucht.

Sliehen möcht' ich aus der Tiefe,
Nach der Berge stolzen Höhn,
Wo, dem Himmelsdome nahe,
Rein und blau die Lüfte wehn!

Sliehen möcht' ich nach den Sirnen,
Die im Abendglanze glühn,
Ziehen in die große Stille,
Nach des Tages Hast und Mühn . . .

Weite, Seele, deine Schwingen,
Sliege mit dem Gletscherwind
Nach den Fernen . . . nach den Sternen,
Wo nicht Kampf, nicht Leiden sind! . .

Abendstille.

Der Tag senkt seine müden Schwingen.
Rotgolden glüht die Sonnenbahn.
Und hinter fernen blauen Bergen
Schleicht sacht die Dämmerung heran.

Des Abendwindes Wellen streichen,
Erquickung spendend, von der Höh' —
Jetzt, milde Seele, atme Frieden.
Leg' nieder Harm und Erdenweh.

Leis schweben Herdenglockenstimmen,
Bald taucht die Welt in Traum und Ruh,
Und himmelwärts ein Sterngefunkel . .
Du stille Nacht, wie schön bist!

□ □ Er und Sie und das Paradies. □ □

Roman von Lisa Wenger.

8

Man drängte sich in das Musikzimmer. Jeder wußte, daß Martin der geheimnisvolle Schüler Bianchis war, von dem man seit langem munkelte, den aber niemand kannte. Der Meister führte Lis zu dem langen, mit goldfarbenem Samt bezogenen Diwan. Er lief der ganzen Länge des großen Raumes entlang. Sie mußte in der Mitte Platz nehmen. Neben ihr saß die blonde Sängerin und Sorella. Neben dem Geiger stand ein junges Mädchen von eigenartigem Wesen. Sie sah aus, als käme sie aus fernen Landen, und doch war nichts an ihr, das anders war als das gewohnte. Vielleicht waren es ihre weichen Bewegungen, vielleicht war es der Ausdruck ihrer Augen, oder ihre schönen, langen Hände, die niemand überjah. Während Martin sang, setzte sie sich nicht.

An den Wänden zerstreut standen die Herren. Der Direktor hatte sich in eine Fensterede zwischen die dunkeln Vorhänge geflüchtet, er wollte nicht gestört werden. Es schwiegen alle in gespannter Erwartung. Bianchi blätterte in Martins Schubertalbum.

Er präludierte. Martin sah zu Lis hinüber. Sie lächelte, und er begann. Nichts regte sich im Saal, alle sahen da wie verzaubert. Als er geendet, hörte man keinen Laut. Endlich regte es sich und das junge Mädchen kam auf Martin zu, bot ihm ihre beiden Hände und neigte den Kopf. Sie wurde dunkelrot dabei. Sorella, die ebenfalls zu Martin

gekommen, sagte ihr, daß sie nicht rot zu werden brauche, daß es keine Worte gebe, um auszudrücken, was man eben erlebt. „Ich meine, ich hätte in meinem Leben nie eine solche Stimme gehört.“

„Sorella,“ schrie Bianchi und stürzte auf seine Schwester zu. „Das sagst du? Du Kritikerin, du harte, unbefedhlische Richterin, du sagst das?“ Er küßte sie stürmisch auf beide Wangen, dann stieß er einen Schemel vor Martin und schrie: „Da hinauf, Sohn und Herzensmensch, da steh' und laß dich anbeten. Da hinauf, wo du hingehörst.“ Martin bat ihn um Gotteswillen zu schweigen und derartiges zu unterlassen, aber der Meister war viel zu erregt und freudig bewegt, als daß er auf Martin gehört hätte. Lis war ebenfalls aufgesprungen und stand jetzt neben Martin und vergaß, daß sie nicht allein mit ihm war.

„Wie hast du so schön gesungen,“ rief sie und schlang die Arme um seinen Hals.

„Bravissimo,“ klatschten Bianchi und der Geiger. „Be-neidenswerter, lassen Sie sich doch umarmen.“ Martin hatte sich rasch von Lis' Armen losgemacht. Da kam der Direktor aus seinem Versteck.

„Sie haben eine wunderbare Stimme,“ sagte er langsam und ernsthaft. „Umfang, Klang, Biegsamkeit sind über alles Lob erhaben. Und Sie haben mehr. Aber das wissen

Sie alles. Was Sie vielleicht nicht wissen, ist, daß Sie ein Vermögen in ihrer Stimme besitzen.“

„O doch, er weiß es,“ sagte Lis voreilig. „Aber er will es nicht wissen.“ Der Direktor lächelte. „Sie müssen aufs Theater, Herr Born. Die Theater werden sich glücklich preisen, Sie zu verpflichten.“ Martin schüttelte den Kopf.

„Ich lebe auf dem Lande,“ sagte er einfach. „Und bin da an meinem Platz. Warum sollte ich auf das Theater?“

Einen Augenblick schwiegen alle. War das Komödie? Dummheit? Naivität? Dann brach es los. Ein jeder bemühte sich, Martin die Herrlichkeiten der Welt, die er er sich ersingen könnte, zu schildern. Bianchi sah dazwischen und rieb sich die Hände. Der Direktor legte seine schöne, große Hand auf die Martins.

„In dem Augenblick, in dem Cesare Bianchi Ihre Ausbildung als beendet erklärt, verpflichte ich Sie meinem Theater in einer Weise, wie ich es noch keinem meiner Künstler gegenüber je getan habe. Ich erwarte Sie also.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte Martin. „Ich bin erstaunt über so viel Anerkennung. Ich will aber nicht aufs Theater.“ Lis' Augen wurden dunkel und füllten sich mit Tränen. Bianchi sah es. Delila, dachte er. Händereibend ging er auf und ab, während die Gesellschaft Martin umringte, die Sängerin ihre feurigsten Blicke vergeudete und mit den Versicherungen ihrer höchsten Bewunderung nicht fargte. Sorella sprach leise mit dem jungen, seltsamen Mädchen und der Geiger zuckte Hellebede gegenüber die Achseln über Martin. „Ein Mensch,“ meinte er, „den man in einem Panoptikum ausstellen sollte, denn seine Art sei ausgestorben. Vielleicht auch noch gar nicht geschaffen. Stellen Sie sich vor, Hellebede, ein Mensch, der Millionen verderben läßt. Was sagen Sie dazu? Uebrigens, was geht's mich an? Ich geige für so viel Geld als ich bekommen kann. Der wahre Künstler nicht, Peter?“

„Warum du geigst, interessiert mich nicht,“ sagte der Direktor. „Wie du geigst, genügt mir.“

„Mir auch,“ sagte Savion. Hellebede trat zu Bianchi und wünschte ihm Glück zu seinem Schüler.

„Wünschen Sie der Kunst Glück, für sie arbeite ich,“ sagte der Meister.

„Schade,“ sagte Hellebede.

„Was schade? Glauben Sie wirklich, ich lasse mir diesen Narren entgehen? Sehen Sie dorthin.“ Er deutete verstohlen auf Lis, die es sich entzückt gefallen ließ, daß man ihr von links und rechts die Worte zuflüsterte, die Martin durch seine Sprödigkeit verschleuderte. „Sie ist unsere Verbündete,“ nickte Bianchi. „Wir müssen sie uns geneigt machen.“

„Morgen schon fliegen ihr die ersten Rosen ins Haus,“ sagte der Direktor, und über sein vornehmes, verschlossenes Gesicht flog ein zufriedenes Lachen.

III. Kapitel.

In den nächsten Tagen brachte der Zwölfuhrbriefträger Lis eine große, aber leichte Kiste ins Haus. Voll brennender Neugierde lief Lis neben dem Mann her, der die Kiste freundlich die Treppe hinaufbeförderte. Er bekam ein unverhältnismäßig großes Trinkgeld.

„Martin, Martin, ich bekomme etwas,“ rief sie zum Fenster hinaus Martin zu, der eben aus der Schulzimmertüre ins Freie getreten war. Er kam eilig herbei und öffnete die Kiste. In Seidenpapier eingehüllt hob er eine Rosenmenge aus den zarten Hüllen, die den ganzen Tisch überflutete. Gelbe Rosen, rote Rosen, rosa Rosen, dunkle Rosen, voll erblühte Rosen, halb erschlossene Rosen. Sie trugen noch die glänzenden Wasserperlen auf den zarten Blättern. Lis war blaß vor Erregung. Für mich? Wer schickt mir das? Warum schenkt man mir das? Ein kleiner Briefumschlag lag dabei mit einer Karte. Peter Hellebede dankt der Muse des Sängers für den wundervollen Abend.

„Wie artig,“ sagte Martin. Fast traurig fügte er hinzu: „Solche wundervolle Rosen habe ich dir nie schenken können.“ Lis trug entzückt ihre sämtlichen Blumengläser herbei und verteilte die Blumen. Sie stellte sie genau an den Ort, wo allein sie hingehörten. Dann bewunderte sie von weitem die Wirkung.

„Herrlich, es ist doch zu nett von diesem Direktor, mir so viele Blumen zu senden, gelt?“

„Ja,“ sagte Martin. „Er war eigentlich auch der einzige aus der ganzen Gesellschaft, außer den Bianchis, der mit seinem Lob sachlich blieb.“

„O, es ist doch sein Beruf, Sänger zu prüfen,“ erklärte Lis. „Wie hoch muß er von deiner Stimme denken, daß er dir einen Platz auf seinem Theater anbietet. Es ist so schön, dich loben zu hören. Ich war so stolz, furchtbar habe ich mich gefreut.“

„O du Käzchen,“ flüsterte ihr Martin ins Ohr. „Eigentlich müßte ich immer singen, um so liebe Worte zu hören. Aber dann gewöhntest du dich daran, und es wäre alles wie vorher. Besser, das Singen bleibe für die Festtage.“ Lis stand schon wieder vor den Rosen.

„Herrlich, solch eine unerwartete Freude. Hättest du gedacht, daß ich heute solche Rosen bekäme? Ich nicht.“

„Ich auch nicht,“ lachte Martin, „ich wollte nur, ich hätte sie dir geschenkt.“

Lis' Freude kannte keine Grenzen, als ihr in den nächsten Tagen zwei Karten zu einer Opernvorstellung zugesandt wurden. Balkon, Mittelplätze. Die Meisterfinger sollten gegeben werden. Als sie erwartungsvoll zu Martin hinaussah, zitterte sie fast, was er wohl dazu sagen werde.

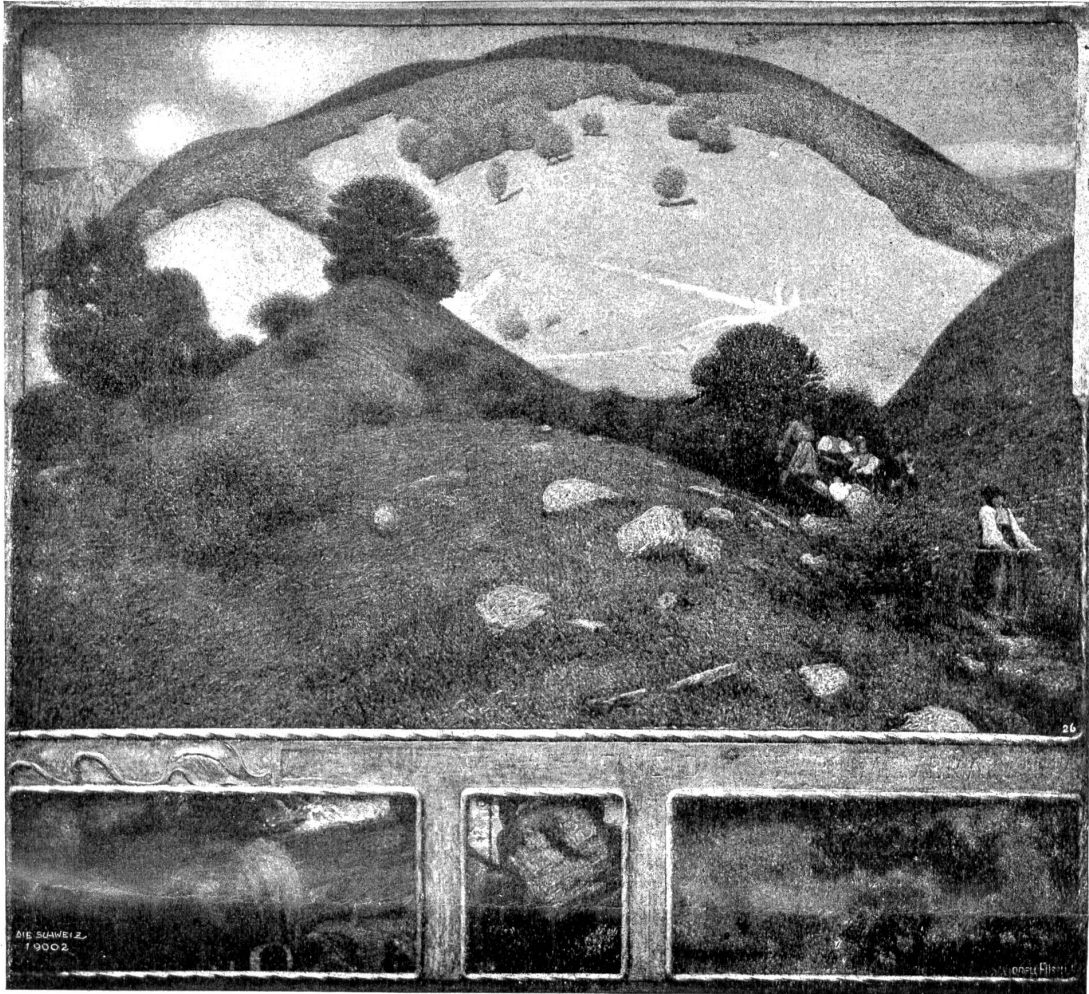
„Wann wird die Oper gegeben,“ sagte er.

„Donnerstag, den 29., da steht es.“

„Da haben wir doch Cäcilienverein,“ sagte er.

„Martin,“ schrie Lis, „du willst doch nicht die Oper um der Singerei willen aufgeben? Du denkst doch nicht daran?“

„Doch, Herz. Ich habe die Leitung übernommen. Dazu bilde ich doch meine Stimme immer weiter aus, darum...“ Lis sah ihn an, daß er fast erschraf. Ohne ein weiteres Wort lief sie hinaus und hinunter in den Garten. Dort setzte sie sich auf die Bank, die Martin für sie hingestellt hatte. Auf der Lehne prangten zwei rote Herzen, umgeben von einem Kranz bunter Blumen. Lis weinte laut. Ich gehe, und ich gehe, und wenn der Martin zehnmal nicht will. Ich brauche nicht im Cäcilienverein zu sitzen. Ich gehe einfach allein! Sie stand auf und lief im Garten herum. Die letzten Georgien blühten und die letzten Astern.



Edoardo Berta: Frühlingsende.

Der Garten sah aus wie ein Regenbogen. Neben dem Eingang in der schmalen Rabatte glühten die Salvien. Es war als hinge an jedem Stengel ein Blutstropfen. Sie pflückte ein paar der Blumen und steckte sie gedankenlos ins Haar. Dann stieg sie endlich wieder die Treppe hinauf. Martin war eben im Begriff, in die Schulstube hinunterzugehen, denn es rief und lachte schon vor den Fenstern.

„Ich gehe doch in die Oper,“ sagte sie zu ihm, als er an ihr vorüberging. Halblaut fügte sie hinzu: „Wenn ich auch allein gehen muß.“ Martin sah sie an und sagte nichts. Er nahm an, daß sie erregt sei und sich schon anders besinnen werde.

„Liebes Herz, sei mir nicht böse. Ich möchte ja sehr gerne diese Oper besuchen. Ich kann aber nicht. Komm sei lieb.“ Sie kam und küßte ihn, aber so, als lasse sich ein Falter auf einer Blume nieder, deren Duft ihn nicht anzog.

„Es ist zwei Uhr,“ sagte sie. „Du mußt in die Schule.“ Schweigend ging Martin hinaus. Sie hörte ihn langsam die Treppe hinuntersteigen.

Ein paar Tage später saß Lis am Fenster und hatte einen zarten Seidenstoff um sich gebreitet, den sie verarbeitete. Mit glühenden Wangen schnitt und nähte sie und stand vor dem Spiegel und freute sich, wie der grünliche Stoff und die durchsichtigen Spitzen so wohl zu ihrem schwarzen Haar paßten.

„Vater hat mir das Geld zu dem Kleid gegeben,“ sagte sie zu Martin, der sich wunderte, daß sie es sich kaufen konnte. „Er gab es mir zu einem Winterkleid, aber jetzt ist ja noch nicht Winter. Erst Herbst. Sieh, wie die Seide mir gut steht.“

„Grille,“ sagte Martin, „die im Sommer tanzt.“ Es wurde ihm beinahe bange ob ihrem Leichtsinn. Aber sie ist noch so jung und schön, tröstete er sich, nahm Lis beim Kopf und küßte sie. Da wurde sie froh, denn ihr war bange gewesen, er möchte sie schelten.

Der 29. kam. Lis sah zierlich aus in ihrem neuen Kleid. Martin brachte sie zur Bahn. Sie sollte bei einer Freundin, die sie im Welschland kennen gelernt und seither öfters besucht hatte, übernachten. Ein wenig wurde Martin aber doch das Herz schwer, als Lis ihm aus dem Fenster zuwinkte und der Zug ohne ihn davonfuhr. Sie wird sich freuen. Sie braucht Freude, sagte er sich. Wenn ich sie ihr nicht geben kann, muß ich froh sein, wenn andere sie ihr geben. Er ging heim, holte oben seine Singhefte und wartete in der Schulstube auf die jungen Leute, die zur Probe kommen sollten. Es war ihm den ganzen Abend trübe zu Mut, Lis allein in der Stadt! Lis ohne ihn im Theater, Lis mit fremden Herren, mit einer Freundin, die er kaum kannte. Er bereute fast, daß er nicht mitgegangen. Er ließ seinen Sängern manchen Fehler durchgehen.

Auch schloß er den Abend früher als gewöhnlich. Die Probe, die er sonst mit Feuer und Freude leitete, erschien ihm schal ohne Lis. Er ging früh zu Bett und schloß die Läden, er mochte die Sterne nicht sehen, die er mit ihr bewundert hatte. Lange konnte er nicht einschlafen und erwachte am Morgen freudlos, obgleich der Himmel ihm ins Zimmer lachte.

Lis Freundin, Frau Mary Merz, wartete auf dem Bahnhof auf sie. Unter vielem Lachen und in gespanntester Erwartung begaben sich die beiden jungen Frauen abends in die Oper. Kaum daß sich Lis auf dem roten Samt der Balkonreihen niedergelassen, als schon die Operngläser sich auf sie zu richten begannen.

„Du,“ flüsterte Frau Mary Lis zu, „sieh, wie der Doktor Herlach dich anstarrt. Dort unten, Parterre, linke Reihe. Er nimmt ja das Glas nicht mehr von den Augen.“

„Es gilt dir,“ neckte sie Lis, glaubte es aber selbst nicht. Ihre Freundin war nicht hübsch, wäre es aber ums Leben gern gewesen, und glaubte endlich, unterstützt von allerlei Künsten, es zu sein.

„Und dort, du, in der ersten Loge rechts, sieh einmal den Savion, den Violinisten. Er grüßt ja hieher, kennst du ihn denn?“

„O ja,“ sagte Lis und errötete. „Ich habe ihn bei Meister Bianchi kennen gelernt.“

„Verkehrst du bei Bianchis?“ fragte Mary aufgeregt und machte große Augen. „Es ist eine Ehre, von Frau Sorella eingeladen zu werden.“

„Wir waren neulich einen Abend dort,“ erzählte Lis. „Martin ist des Meisters bester Schüler. Denk, der Bianchi möchte, daß er aufs Theater ginge. Aber Martin will nicht.“

„Will nicht?“ fragte Mary atemlos, „und könnte doch? Nicht aufs Theater?“

„Martin will nicht in die Stadt. Sie sei wie ein Zuchtthaus für ihn. Martin ist wie ein Eisvogel, der als Gefangener zu fressen aufhört.“

„Ach Gott, so soll er das Fressen lassen, wenn er nur singt,“ lachte Mary.

„Er würde aber auch nicht mehr singen,“ flüsterte Lis noch schnell, ehe der Vorhang in die Höhe ging.

(Fortsetzung folgt.)

Edoardo Berta.

Zu der Ausstellung seiner Werke im Kunstmuseum in Bern.

Von dem Tessiner Künstler Edoardo Berta hängt in der permanenten Sammlung unseres Museums ein einziges kleines Landschaftchen; es sieht sich von den großformatigen Werken seiner modernen Kollegen in die Ecke hinaufgedrückt



Edoardo Berta: Messidoro.

und wird von den meisten Besuchern kaum beachtet; auf alle Fälle gibt es uns vom Können und der Bedeutung des Künstlers nur eine höchst unvollkommene Vorstellung. Umso erfreulicher ist die Tatsache, daß wir in diesen letzten Wochen Gelegenheit gehabt haben, Edoardo Bertas künstlerisches Schaffen in einer umfangreichen Separatausstellung im Kunstmuseum kennen zu lernen.

Was uns schon bei einem flüchtigen ersten Gang durch die Räume, wo 63 seiner Werke hängen, auffiel, ist die stark hervortretende Eigenart dieses Künstlers, für die man nicht so leicht einen Vergleich findet. Jede künstlerische Persönlichkeit hat Eigenes zu sagen und wählt eigene Mittel, dies auszudrücken. Bei Berta fällt zudem sofort in die Augen, daß er in Stoffwahl und Technik eine gesonderte Stellung einnimmt innerhalb der modernen Künstlerschaft. Was für diese charakteristisch ist: das Streben nach synthetischer, zusammenfassender Lösung der Kunstprobleme und die damit verbundene flächige Behandlung von Form und Farbe, das erscheint für Berta ins reine Gegenteil verkehrt. Berta scheint analytisch vorzugehen, die künstlerischen Erscheinungen von innen her, aus dem Gegenständlichen heraus darstellen zu wollen. Die Summe des Kleinwerkes soll den Gesamteindruck hervorbringen. So kommt der Künstler scheinbar zur alten Technik der Detailmalerei, zur Strichel- und Tüpfelmanier, die Blättchen für Blättchen ins Auge faßt und hinmalt und ja kein Bäumlein in der Landschaft ausläßt und vergißt. Bertas Wesen liegt aber tiefer. Gewiß hat er eine ausgesprochene Hinneigung zur Landschaftsidylle, die naturgemäß den vollen und breiten Pinsel meidet, die nach Gegenständlichkeit und nach dem Detail verlangt; er ist fast ausschließlich Landschaftler geworden, seitdem er die Einflüsse der Mailänder Schulung mit ihrem Bedürfnis nach schwerer Aufmachung und Kraftpose überwunden hat. Aber seine Aufgaben hat er sich darum nicht leichter gemacht. Nicht die Größe der Leinwand und die Fernwirkung der Farben entscheidet über den Kunstwert eines Bildes, sondern die in ihm zutage tretende Fähigkeit oder Unfähigkeit des Künstlers, künstlerische Probleme zu meistern. Nun bietet die Natur unzählige solcher Probleme. Keinem geht Berta aus dem Wege; er malt zu allen Tages- und Jahreszeiten, mit Vorliebe die elegischen Stimmungen des verdämmernden Tages, aber auch die frische Morgenlandschaft, die Lichter der Nacht über dem dunkelnden See, das Weben im sommerlichen Waldesinnern über glitzerndem Murrelbach, die